

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 2

Artikel: Das Brautschiff : aus einem Tagebuch
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

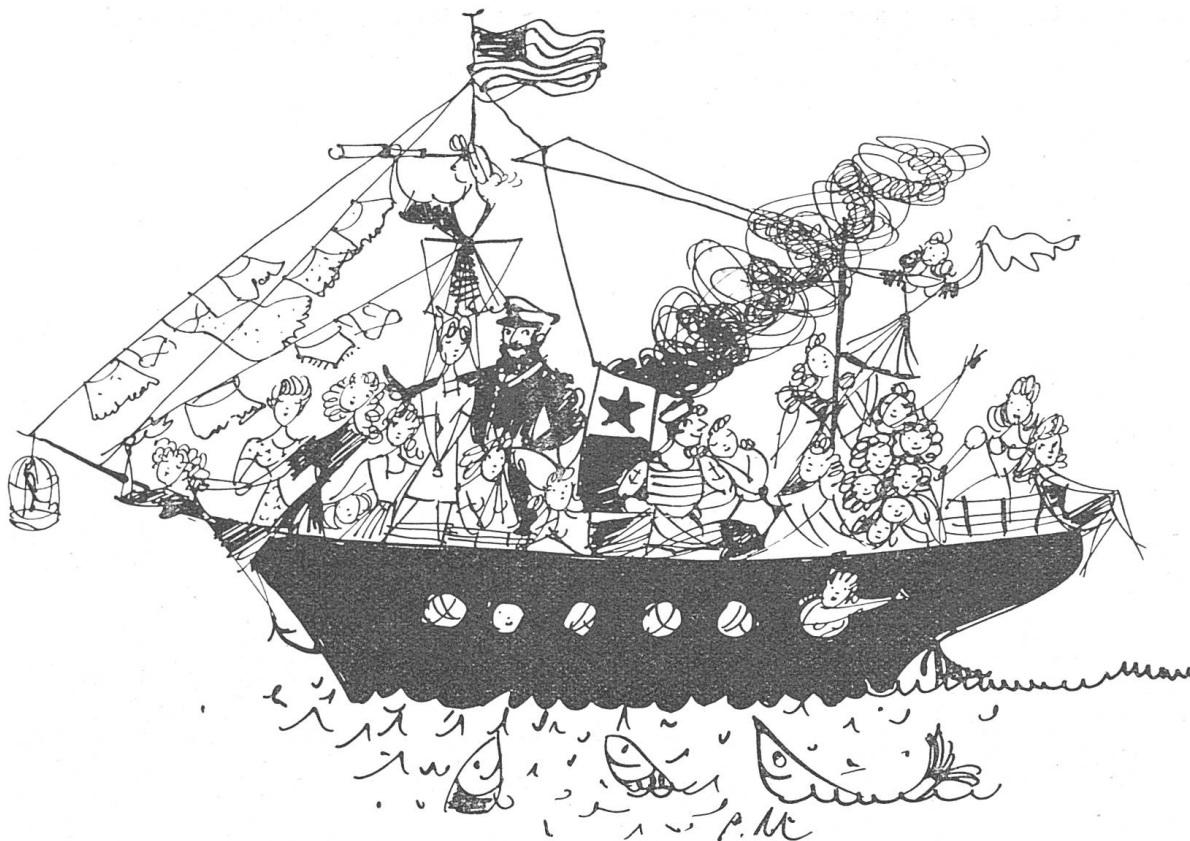
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DAS BRAUTSCHIFF

Aus einem Tagebuch

Illustration von Pierre Monnerat

Die Verfasserin, eine junge Schweizerin, hat vor dem Krieg an der Hochschule einen jungen Amerikaner kennengelernt. Er kam nach dem Krieg als GI in die Schweiz. Die beiden heirateten. Der Ehemann fuhr bald zur Entlassung in seine Heimat, die junge Frau mußte zurückbleiben. Ende Juni benützte sie die erste Gelegenheit, sich einem Warbrides (Kriegsbräute)-Transport anzuschließen. Hier sind ihre Tagebuchaufzeichnungen:

PARIS

25.
JUNI 46.

Auf dem amtlichen Papier, das mir die amerikanische Armee zugestellt hatte, hieß es, ich hätte mich am 25. Juni, 17 Uhr, auf dem Ankunftsbahnhof in Paris zu melden. Wenn ich zu spät käme, würde ich zurückgeschickt. Das war alles.

Um 16.30 Uhr stand ich mit meinem Koffer und einer Hutschachtel im Pariser Railroad Transportation Office (RTO) im Gare de Lyon. Drei GI und drei Zivilisten saßen hinter einem Schalter und bemühten sich, beschäftigt auszusehen. Ein Mann mit Baskenmütze schien mir die führende Persönlichkeit. An ihn wandte

ich mich mit meinem besten Schulenglisch und hielt ihm gleichzeitig vorsichtshalber alle meine Ausweispapiere unter die Nase.

«Ah, von der Schwyz seid ihr?»

Und schon schleppte er mich zu einem US-Offizier, um diesem zu bestätigen, daß er perfekt «Schwyzerdütsch» spreche. Es handelte sich um einen ehemaligen französischen Internierten, der sehr stolz auf seine Kenntnisse in der Schweizersprache war.

Nach etwa einer halben Stunde, die ich auf einer Bank im Büro verbrachte, erschien ein US-Armeepersonenwagen, der mich ins Red Cross Hotel de Paris am Boulevard de Madeleine führte. Ich war tröstlicherweise nicht ganz allein. Am Bahnhof hatte mich nämlich ein Schweizer Bekannter, ein Kunstmaler, abgeholt. Er war getreulich an meiner Seite geblieben.

Im Hotel angelangt, blieb mein Bekannter allerdings außerhalb der Schwingtüre. Ich befand mich in einer eleganten Hotelhalle, aus deren Hintergrund mir ein Geseum von Stimmen entgegenschallte. Es standen viele junge Garçons in der Halle herum, aber keiner nahm mir das Gepäck ab. Ich wandte mich nun an einen Herrn hinter einem Pult, der aber ruhig mit einem zweiten Herrn eine Liste zu Ende verglich, bevor er sich mir zuwandte. Er fand meinen Namen in einer Kartothek und gab mir die Nummer meines Zimmers. Dann wurde ich zu einem jungen Mädchen in der Nähe des Stimmengewirrs gewiesen, die mir eine Ausweiskarte zum Dining-room aushändigte und mich darauf aufmerksam machte, daß ich mich um 17.30 Uhr für die Visite des Arztes bereithalten müsse.

Mir fehlt jede militärische Ader. Es liegt mir nicht, Befehle entgegenzunehmen. Ich hätte dem jungen Mädchen am liebsten erwidert, daß ich keine Lust empfinde, ihren Anweisungen nachzukommen. Dann aber erinnerte ich mich

des guten Rates eines Bekannten, der mir vor der Abfahrt aus der Schweiz dringend ans Herz gelegt hatte, auf meiner Reise alles widerstandslos zu tun, was von der Armee verlangt werde, Armee sei Armee und Befehl Befehl.

Das mir zugewiesene Zimmer war groß und hübsch und hatte ein eigenes Bad. Ich teilte es offenbar mit einer «Kollegin». Ich wartete zunächst, um mich für die Visite des Arztes bereitzuhalten. Aber dann dachte ich, daß es wahrscheinlich vernünftiger sei, selber nach dem Doktor Ausschau zu halten. Wirklich fand ich in einem Zimmer, das mit «Dispensary» angeschrieben war, etwa 50 bis 60 laut schwatzende junge Mädchen. Sie standen Schlange vor einem Nebenraum, und die vordersten schauten neugierig hinein. Auch ich stellte mich in die Reihe. Rund um mich herum sprach alles polnisch. Ich hörte aber auch französisch diskutieren. Ich fühlte mich ungemütlich. Ich hätte mir lieber Paris angesehen. Aber so schnell ging das nicht. Ich drang nur langsam gegen das Zimmer vor. Aus diesem kam ein blondes, festes Mädchen weinend heraus. Freundinnen, Polinnen, umringten sie. Ich konnte nicht verstehen, worüber sie sich aufregten. Nun stand ich unmittelbar vor der Tür und hörte den Doktor sagen: «Okey, next.» Bei diesem Mädchen kam es wieder zu einer erregten Diskussion; darauf ein Schluchzen. Nun merkte ich, worum es sich handelte. Diese jungen Mädchen hatten bei ihren Angaben geschwindelt. Die Reise war nämlich nur jenen erlaubt, die ihr Kind nicht früher als in drei Monaten erwarteten. Mir taten die Mädchen, die zurückgeschickt wurden, furchtbar leid. Eigentlich sollte ich ja sagen, die jungen Frauen. Aber sie sehen alle, auch jene, die Kinder erwarten, noch so jung aus! Sicher sind sie kaum 20 Jahre alt. Wohin mag man wohl die Polinnen zurückschicken?

PARIS

26.
JUNI

Ich verbrachte einen ruhigen, netten Abend im Atelier meines Bekannten. Um mein letztes Schweizer Geld erwarb ich mir eine kleine Zeichnung von ihm. Eine weitere durfte ich mir als Abschiedsgeschenk auslesen. Es war für mich der Abschied von meinem letzten Bekannten und — von Europa.

Als ich erst um Mitternacht ins Hotel zurückkam, drückte mich das Gewissen, denn vielleicht waren inzwischen irgendwelche Anordnungen erfolgt. Ich wußte nur, was auf der großen Tafel stand, nämlich daß man sich um 8.30 Uhr zur Abfahrt bereithalten müsse.

Heute morgen saß ich bis gegen 10 Uhr an einem kleinen Tisch der großen Hotelhalle. Um mich herum sitzen, stehen und schwatzen ungezählte Mädchen. Ich mochte sie mir nicht einzeln ansehen, es waren ihrer zu viele. Ich war froh, daß meine Zimmerkameradin neben mir saß. Sie heißt Denise und ist eine kleine, dunkle, angenehme Französin.

Nach 10 Uhr bekam jede eine Anhängen-Karte, wie sie bei uns die Ferien-Auslandskinder um den Hals tragen. Wir hatten sie am Mantel oder am Kleid zu befestigen. In Autocars wurden wir zum Gare St-Nazaire gebracht und marschierten in Zweierkolonnen mit unserm Gepäck einem hintern Eingang zu. Ein Zug aus lauter Erstklasswagen stand für uns bereit. Zivilpersonen wurden für den Abschied keine zugelassen. Nur die Eisenbahnangestellten musterten uns nachdenk-

lich. Eine Stunde später verließ der Zug die Halle.

Wir fuhren durch die ruhige, schöne Landschaft der Normandie, vorbei an sanften Hügeln, Weiden und Wiesen und Kornfeldern mit rotem Mohn. Nichts erinnerte an den Krieg. Selten sahen wir ein zerstörtes Haus. Es hätte ja auch nur auffällig sein können. Eine üppige, blonde Polin mit einem hellgrünen, breitrandigen Strohhut schreckte mich aus meinem Sinnen auf. Die Unterhaltung mit ihrer Kollegin ist ihr scheinbar zu langweilig geworden. Sie erneuerte ihr Make up. Sie ging großzügig mit dem Rest ihres Parfüms um und schmetterte schließlich die leere Flasche gegen die Fensterscheibe. Sie hatte offenbar das Fenster für offen gehalten. Die Fensterscheibe blieb ganz. Durch diesen Zwischenfall sind alle sechs um mich herum wieder etwas munterer geworden. Eine dunkle Dame am gegenüberliegenden Fenster verzog spöttisch ihre Mundwinkel und flüsterte ihrer Nachbarin etwas zu. Später zog sie mich ins Gespräch. Es war eine Südfranzösin von der spanischen Grenze, die mit ihrer siebzehnjährigen Tochter zu ihrem Mann nach Amerika fährt. Wir zwei haben uns dann bis nach Le Havre gut unterhalten über Frankreich, die Schweiz, USA und das Wetter.

In Le Havre holten uns GI mit US-Ambulanzwagen ab. Ein Wagen nach dem andern wurde vollgestopft. Dann ging es in holpriger, halbstündiger Fahrt zum Camp Philip Morris, War Brides Staging Area.

IM LAGER

27.
JUNI

Heute ist Donnerstag. Montag war ich noch zu Hause, und nun sitze ich bewacht von MP (Military Police) hinter Stacheldraht. Nun, ich bin ja nicht allein hier.

Aber es kommt mir doch sonderbar vor, daß wir bewacht werden müssen. Aber

vielleicht sind der Stacheldraht und die Polizei auch nur wegen der PW (Prisoners of war) da, die kochen, servieren und putzen. Wir sind vierzehn in unserer Baracke, fünf Polinnen, eine Portugiesin, zwei Belgierinnen, fünf Französinen und ich. Zum Glück ist Denise wieder meine Bettnachbarin geworden. Es ist doch an-

genehm, eine alte Bekannte zu haben, auch wenn die Bekanntschaft erst zwei Tage dauert.

Um 6.30 Uhr fragte ich Denise, ob es nicht gescheiter sei, aufzustehen, denn

nach den « Conseils », die man uns gestern in die Hand gedrückt hatte, gab es noch allerhand zu erledigen.

Hier sind die interessantesten Punkte aus den « Conseils »:

WAR BRIDES STAGING AREA, CAMP PHILIP MORRIS

QUELQUES CONSEILS, MESDAMES !!!

1. Ecoutez ATTENTIVEMENT le haut-parleur.
9. Il n'est pas nécessaire d'envoyer un télégramme à votre famille en Amérique.
10. Il n'existe pas de „rang" dans le camp.
11. Ne demandez pas:
 - (1) à changer de lit
 - (2) à changer de baraque
 - (3) à changer de table
 - (4) NE CHANGER ABSOLUMENT RIEN de vous-mêmes.
12. Il est interdit de sortir les couvertures des lits.
13. Pas de visiteurs sauf les maris.
14. Ne parlez pas aux prisonniers allemands.
15. Vous devez vous lever à temps pour le petit déjeuner.
16. Veillez à ce que votre baraque soit propre et en ordre.
17. Votre baraque doit être en ordre pour l'inspection à 9 heures.
20. Gardez vos valises fermées à clef.
27. „Le Foyer" est votre club. – Le courrier y sera distribué; vous y trouverez café, doughnuts, distractions.
29. Il n'est pas permis de se promener en costume de bain, short, chemise de nuit, pyjama ou robe de chambre. SOYEZ TOUJOURS CORRECTEMENT VETUES.
30. Le moindre écart au programme prévu peut vous faire manquer le bateau.

C'est déjà arrivé.....

Malheureusement !!!!!!!!!!!!!

8¹/₄ Croix Rouge home service

8¹/₂ baraque

Wir begaben uns zu einer Baracke zur Morgentoilette. Um die Waschbecken mit heißem und kaltem Wasser war ein

arges Gedränge. Nicht alle Hahnen funktionierten. Wir probierten die Duschen. « Je suis gelée », tönte es, aber wir ließen

uns nicht abhalten. Das Lagerleben steigerte das Reinlichkeitsbedürfnis auf das äußerste.

Dann ging's zu einer Baracke, in der mit weißen Tüchern gedeckte Tische stehen, dickwandige Tassen und etwas abgeschlagene emaillierte Teller. Dafür stand Café à discrétion zur Verfügung, Kondensmilch, Fruchtsaft, Spiegeleier mit einem Stück stark gesalzenem Speck, etwas Butter, Konfitüre und Brot. Ich habe aus lauter Neugierde von allem versucht.

Nachher kehrte ich zur Schlafbaracke zurück. Ich wollte mich auf die in den «Conseils» auf 9 Uhr angekündigte Inspektion vorbereiten. Ob es dabei genau zugehen würde? Auf alle Fälle bemühte ich mich, die Leintücher schön gerade zu strecken und die vier Decken genau am Fußende aufeinander zu legen. Es schwebten mir dabei die Erzählungen von Schweizer Soldaten über Inspektionen vor. In Wirklichkeit blieb aber die Kontrolle ganz aus.

Dann kam die Arztvisite mit der Verabreichung von Vitamintabletten, Geldumwechseln und die Inspektion des Handgepäckes. Bei einer Französin wurden GI-Hosen im Koffer gefunden, bei einer Polin ein Stilett — verbotene Sachen. Meine Flasche Kirsch, die ich ebenfalls verbotenerweise für meinen Mann in meinem Gepäck verstaut hatte, blieb unentdeckt. Die beiden Leutnants nahmen es nicht so genau.

IM LAGER

28.

JUNI

Etwas müde, aber befriedigt und ein wenig stolz bin ich eben ins «Foyer» gekommen. Ich habe heute nachmittag etwa 300 Frauen und Kindern

Impfstoff gegen Pocken aufgetragen. Leider konnte ich sie mir nicht ansehen, ich mußte zu schnell arbeiten. Nur der tätowierte Arm einer Südfranzösin ist

Darauf folgte das Mittagessen und die Kontrolle der Papiere. Erst gegen 16.30 Uhr hatte ich endlich etwas Zeit für mich. Ich verbrachte sie im Foyer, dem Club der War brides. Zur Stärkung holte ich mir einen Gratis-Café am Buffet. Immer wieder ertönt der Hautparleur. Diese Mikrophon-Anlage macht mich nervös. «Attention ladies, attention please» und dann folgen auf Englisch, Französisch und Polnisch die verschiedenen Instruktionen. Eben wird eine Zusammenkunft um 19 Uhr im Theatersaal verkündet.

Die schöne blonde Estländerin mit ihrem vierjährigen Mädchen sitzt auch hier. Sie sieht wie ein Filmstar aus. Überhaupt, es hat viele schöne Frauen hier. Alle lesen oder schreiben. Wir helfen einer Französin, ihrem Mann einen Brief in Englisch aufzusetzen. Sie selbst versteht kaum ein Wort dieser Sprache. Wir haben ihr einen feinen Brief zusammengestellt. Sogar den Satz «I miss you terribly» setzte ich hinein. Eine Redewendung, die ich noch in jedem GI-Brief gelesen habe, der mir unter die Augen kam. Auch mein Mann hat mir dies seinerzeit von Le Havre aus dem Camp geschrieben.

Denise, zwei andere Französinen, eine Belgierin und ich finden uns immer wieder zusammen. Jetzt schreiben alle an die Mutter, die sie zu Hause gelassen haben. Ich werde es auch tun.

mir aufgefallen. Sie sah aus wie eine Zirkusreiterin.

Nach der Tafel im «Salle des formalités» sind hier im Camp 350 Frauen untergebracht, davon erwarteten 56 Kinder, 28 sind Mütter von Babies. Die Frauen stammen aus Frankreich, Belgien, Portugal, Holland, Skandinavien, Estland, Polen, Rußland, Ungarn, Bulgarien. Schade, daß ich sie und ihre Schicksale

nicht näher kennen lernen kann, aber dazu müßte man sich ihnen einzeln aufdrängen. Das kann ich nicht, denn ich bin ja kein Reporter, sondern selbst War bride, die mit in der Schlange steht. Ich bin auch zu müde dazu und manchmal aufgeregt.

Wo immer einige beisammen sitzen, werden Photos hervorgezogen. Das erste Bild zeigt immer den «Mari» oder «Husband». Dann folgen die Hochzeitsbilder, Aufnahmen der Familie. Heute beim Mittagstisch wäre es dieser Photos wegen beinahe zu einer Katastrophe gekommen. Eine Tischnachbarin zur Rechten, Französin, etwa 27 Jahre alt, zog, nachdem sie kaum abgesessen war, ihren «Mari» hervor und zeigte ihn einer jungen Holländerin, die ihr gegenüber saß.

«Oh, I know him» (Oh, den kenne ich ja), rief die etwa Achtzehnjährige. «Is his name not Joe Johnson?» (Heißt er nicht Joe Johnson?) «Er wohnte für 14 Tage bei uns. Er wollte immer zu Hause bleiben. Aber ich ging gerne tanzen. Wenn ich dann mit andern ausging, wurde er verrückt. Sure, it is him.» (Er muß es sein.) So ging es wie ein Wasserfall.

Die Französin wurde von Sekunde zu Sekunde unruhiger.

Die Holländerin ließ aber nicht ab:

«Es mag sein, daß er mir von Ihnen erzählte, wahrscheinlich habe ich Ihre

Photo gesehen unter den vielen andern. Wir machten davon ein großes Feuer.»

Als die Holländerin gar nicht aufhören wollte, sagte die Französin:

«But in fact he married me, he is my own.» (Geheiratet hat er aber mich, er gehört mir.) Und fügte ernst hinzu: «Wenn Sie Ihren Mann behalten wollen, machen Sie es ihm besser zu Hause bequem und bleiben auch daheim.»

Heute morgen ärgerte ich mich über eine dicke Schwarze, die im schönsten Hochdeutsch über den Fraß hier schimpfte und von ihrem Mann, dem Kapitän, sprach, mit dem sie in Deutschland zusammen immer Champagner getrunken habe. Sie wußte nicht, daß ich Deutsch verstand, weil ich mich immer an die Französinen hielt.

Der deutsche Kriegsgefangene, der uns bedient, konnte sich nicht enthalten zu fragen: «Ich bin aus München, wie ist es in München jetzt?»

Mit einer theatralischen Bewegung antwortete sie: «Von München steht überhaupt nichts mehr.»

Ich wurde so wütend, daß ich sie darauf aufmerksam machte, wie unfreundlich es sei, dies einem armen Gefangenen zu sagen und daß es überdies verboten sei, mit Kriegsgefangenen zu sprechen.

Es geht das Gerücht, wir würden am Samstag fahren.

IM LAGER

29.
JUNI

Es ist 14.30 Uhr. Wir, Nummer 100 bis 200, stehen in einer Reihe mit unserm Handgepäck an der glühenden Sonne. Ich bin Nummer 103. Der erste Schub, Nummer 1 bis 99, ist bereits mit den Autocars abgefahren. Es wird noch lange dauern, bis die Wagen zurück sind. Ich sitze also etwas in den Schatten und schreibe.

Es ist also wahr, wir kommen heute noch aufs Schiff. Am Morgen bekamen

wir neue Anhängeschilder. Der meine ist nun am zweitobersten Knopf meiner Jacke befestigt. Ich hasse diese Numerierung. Ich habe einmal in einem Trickfilm die Herstellung von Weihnachtspuppen gesehen. Den fertigen Puppen wurde dann am laufenden Band ein Stempel aufgedrückt: OK. Daran erinnerte ich mich nun.

Sonst war ja das Camp nicht schlimm gewesen. Zwar umgab die Baracken Stacheldraht, aber die Feldbetten und das Essen waren anständig. Es stand uns ein

Foyer mit Bibliothek zur Verfügung, ein Kino, eine Bar, um Coca Cola und Ice Cream zu kaufen, ein Post-, Telefon- und Telegraphenamts. Es wäre unvernünftig gewesen, mehr zu erwarten.

Auf dem Schiff sind dann Denise und ich so weit vorn am Deck gestanden,

als es uns erlaubt war und starrten auf das Meer und den Horizont. Die untergehende Sonne, die Wolken, das Meer sahen gerade so aus wie jene farbigen religiösen Bilder, die etwa in Schaufenstern evangelischer Buchhandlungen ausgestellt sind. Es war uns nicht ums Reden.

AN BORD

30.
JUNI

Unser Schiff, die «SS Brazil», hat etwa 30 Passagiere, außerdem 350 Warbrides und 150 US-Offiziere an Bord.

Nach dem protestantischen Gottesdienst in der Lounge (Gesellschaftszimmer) habe ich auf Deck die beiden Schweizer unter den Passagieren wieder gefunden, die ich gestern abend noch entdeckt hatte. Es war da nämlich ein junger Mann mit offenem Hemdkragen in der Lounge gesessen und hatte Jaßkarten auf den Tisch geklopft. Wirklich, es handelte sich um einen Schweizer Ing. agr., der studienhalber nach Amerika fährt. Meine zweite Schweizer Bekanntschaft war ein Mädchen, das auf das Schweizer Konsulat nach Manila fährt. Und heute wurde mir nun noch der Rest der Schweizer vorgestellt: Eine Davoserin, die als Dame de compagnie eines ame-

rikanischen Diplomaten-Ehepaars schon mehrmals nach den USA gefahren ist, und ein Tessiner Geschwisterpaar, das nach Kolumbien auswandert. Am Abend hat die Davoserin das Lied «Am Himmel steht es Sternli znacht» angestimmt.

In unserer Kabine mit Bad sind wir unser sechs: vier Französinen, eine Polin und ich. Je zwei Betten stehen übereinander. Ich bin froh, daß ich gleich ein Bett oben besetzen konnte. Ich habe das Gefühl, daß man unten ersticken müßte. Über die andern oberen Betten kam es zu einem Disput. Die Polin lag nämlich schon auf einem der oberen Betten, als die Französinen kamen. Sie wollten ihr den Platz streitig machen. Da begann sie zu weinen und klagte, daß man immer auf die Polinnen schimpfe. Daraufhin ging jene Französin, die am lautesten gewesen war, auf die Polin zu und küßte sie. Sie durfte ihren Platz behalten.

AN BORD

1.
JULI

Das Wetter ist leicht stürmisch. Die meisten sind seekrank. Ich halte mich an die Therapie, viel essen und viel frische Luft. Ich lag fast den ganzen Tag im Liegestuhl. Ich habe zu nichts Lust,

obschon uns recht viel geboten wird. Es kommt jeden Tag eine Bordzeitung von vier vervielfältigten Seiten für uns heraus. Hier ist ein kurzer Ausschnitt der ersten Nummer ins Deutsche übersetzt, der zeigt, was uns alles geboten wird:

„Um Ihnen die Reise nach Amerika angenehm zu gestalten, wird während der ganzen Dauer der Reise ein Unterhaltungs- und Informationsprogramm durchgeführt. Sie sind freundlich eingeladen, von allen Annehmlichkeiten und jeder Unterstützung, die Ihnen das Schiff bieten kann, vollen Gebrauch zu machen.“

Programm für morgen:

8.30- 9.30 Morgenmusik
9 -11 Rot-Kreuz-Vertreter im Zimmer 120
9.30-11 Handarbeitszimmer geöffnet
9.30-11.30 Bibliothek geöffnet
11.30 Verteilung des Nachrichtenblattes im Speiseraum
12 -13 Mittagsmusik
13.30-15 Englischstunden
14.30-16.30 Spielraum geöffnet
15.30-16.30 Kakao und Kuchen, musikalisches Programm im Gesellschaftszimmer
16 -16.30 Unterhaltung über die USA
17.30-18.45 Kino (Gentleman misbehaves)
20.45-22 Versammlung aller Bräute, die während der Reise ihren Geburtstag begehen werden

Persönliche Anliegen:

Wer immer die Hilfe des Roten Kreuzes in persönlichen Angelegenheiten oder bei Bedarf an Kleidung oder Geld in Anspruch zu nehmen wünscht, möge sich beim Rot-Kreuz-Vertreter im Zimmer 120 melden.

Handarbeiten:

Von morgen an wird ein Handarbeitszimmer für alle offen stehen, welche ihre Zeit mit Sticken, Lederarbeiten, Stricken, Malen oder Zeichnen verbringen wollen. Alles, was Sie dazu brauchen, wird Ihnen geliefert, und eine Dame des Roten Kreuzes wird Ihnen helfen, die Dinge zu machen, die Sie auszuführen wünschen. Sie haben hier eine sehr gute Gelegenheit, für sich selbst oder für Ihren Mann oder vielleicht auch für einen Ihrer neuen Verwandten etwas Hübsches herzustellen."

Außer solchen Mitteilungen enthält das Blatt noch die neuesten Nachrichten aus aller Welt und sogar einen kleinen staatsbürgerlichen Aufsatz.

AN BORD

2.
JULI

Die Polin in unserer Kabine ist erst 17½ Jahre alt und erwartet ein Kind. Sie mußte aber, da sie noch nicht zwanzig war, zuerst ein Kind erwarten, weil sie sonst nicht hätte heiraten können. Ihr Mann ist ehemaliger Pole. Eines Morgens war sie in einer illegalen polnischen Mädchenschule in einem Schloß mit andern Schülerinnen von den Deutschen aufgegriffen, in ein Auto verfrachtet und

nach Deutschland verschleppt worden. In offenen Wagen fuhren sie durch die Straßen. Die Mädchen sangen die polnische Nationalhymne, bis die deutschen Soldaten auf sie einschlugen. Sie war damals, als sie verschleppt wurde, vierzehn Jahre alt. Sie ist nie mehr nach Hause gekommen. In Braunschweig mußte sie in einer Konservenfabrik arbeiten.

«Oh, es war keine schwere Arbeit», erzählte sie, sie konnte fast schlafen, während ihre Hände mit immer der gleichen

Bewegung Kirschen in eine Büchse schoben. Aber eine lange Arbeitszeit hatten sie gehabt, mindestens 12 Stunden. Während Fliegeralarmen mußten sie weiterarbeiten und die den Deutschen durch die Fliegeralarme ausgefallene Arbeitszeit nachholen. Sie sei immer entsetzlich müde gewesen.

AN BORD

3.
JULI

Der erste schöne Tag. Wir liegen alle an der Sonne und lassen uns rösten. Ich habe mir immer vorgestellt, das Meer sei unendlich, aber der Horizont ist

Sie spricht fast ununterbrochen. Manchmal kann ich ihr gar nicht mehr recht zuhören, es ist zu traurig, was sie erzählt. Sie ist ein so nettes, liebes Mädchen. Ich muß immer darauf achten, daß sie genügend ißt. Sie ist so schmal und hat so Heimweh nach ihrem Mann.

auch hier begrenzt und nahe. Die wenigsten sprechen, man döst die meiste Zeit nur so vor sich hin. Ich habe mir in der Bibliothek ein Buch geholt, aber ich bin zu faul, um es zu lesen.

AN BORD

4.
JULI

Um 7.30 Uhr mußte sich die erste Gruppe, zu der ich gehörte, zum Morgenessen begeben. Es war ganz vorzüglich: Grape fruit, Fruchtsaft, Porridge, Eier

mit Speck oder weiche Eier, Butter, Konfitüre, Brötli, Kaffee oder Tee. Unser Kellner hat uns gesagt, es sei die letzte Butter, die wir zu Gesicht bekämen, in Amerika gäbe es keine.

Überhaupt unser Kellner! Er behauptet immer, ich esse zuviel. Nicht daß er es mir nicht gönnen möchte, er glaubt tatsächlich, es tue mir nicht gut. Aber ich hatte Hunger und wollte das ganze Menu genießen. Dieser Kellner fühlt sich so etwas wie ein Vater. Er glaubt sich verantwortlich für uns Warbrides und glaubt, er müsse uns erziehen. Wehe, wenn eine das Brötchen neben den Teller legt! Er nimmt es und legt es auf das Tellerchen. Da gehöre es hin. Die Französin am obern Ende unseres Tisches, die mit ihrem kleinen Kind hinüber fährt und deren Mann gefallen ist, erklärte, in Frankreich lege man das Brot neben den Teller, sie werde sich auch weiterhin an ihre Gewohnheiten halten. Meine Polin, die kein Englisch kann, hat dem Kellner einmal «he, coffee» zugerufen, als sie Kaffee wollte. Da ich den Dolmetscher spiele, wandte er sich

an mich und bat mich, meiner Nachbarin zu erklären, daß sie «coffee, please» zu sagen habe.

Die pädagogische Ader unseres schwarzgelockten Kellners hindert ihn allerdings nicht, auf dem Schiff einen schwunghaften Schwarzhandel in Nylon-Strümpfen zu betreiben. Dazu kommt er in unsere Kabinen. Er hat mich auch schon gebeten, seine Strümpfe in meinen Koffer zu nehmen, während er an der Arbeit sei. Nun, ich tat ihm den Gefallen. Den Koffer schloß ich auf der einen Seite ab. Ich war deshalb sehr erstaunt, als ich später feststellte, daß er die Strümpfe ohne meine Mithilfe bereits herausgenommen hatte.

Nach dem Morgenessen lag ich auf Deck. Die See war zwar wieder stürmisch, und das Nebelhorn tutete genau wie auf dem Zürichsee. Ich hätte zwar im Raum des Roten Kreuzes eine Arbeit holen können, Wolle zum Stricken, Leder für Taschen, Zeichnungsmaterial, alles mögliche unentgeltlich samt Anleitung. Aber ich bin einfach zu faul, um etwas zu tun. Die meisten ändern auch.

Alles, was wir kaufen wollen, wird uns sehr billig abgegeben. So können wir zum Beispiel 20 Pakete Zigaretten für einen Dollar kaufen. Puder, Crème, Seife, Sonnenöl, Parfüm, Fruchtsäfte, Schoko-

lade und jene Bonbons, von denen mein Mann immer behauptet, daß sie so schlecht seien, daß sie einem die Kinder in der Schweiz wieder nachwerfen.

Um 11.30 Uhr hat sich unsere Gruppe schon wieder zum Mittagessen mit Suppe, Vorspeise, Fleisch, Gemüse und mindestens zwei Desserts mit Kaffee einzufinden.

Nach dem Essen muß ich den Schweizern auf Deck immer erzählen, was es gegeben hat und wie es schmeckte. Um 15.45 Uhr gibt es Kakao und Cockies. Davon kann ich leider nicht viel profitieren, da meiner Gruppe bereits um 16.30 Uhr das Nachtessen serviert wird.

AN BORD

6.
JULI

Meine Polin hat wieder Heimweh nach ihrem Mann. Jetzt hätte sie doch schon sechsmal auf dem Schiff geschlafen, und ihr Mann habe gesagt, es gehe höchstens eine Woche. Ich spreche ihr wie einem kleinen Kind Mut zu. Dann redet sie wieder von Polen, von Deutschland, von ihren toten Eltern und von einer alten Nana, einer Kinderfrau, die noch in einem kleinen Dorf wohnt. Es ist der einzige Mensch ihrer Bekanntschaft, der noch in Polen lebt. Die Nana möchte sie noch einmal besuchen können. Ich kann den polnischen Namen dieses Mädchens nicht im Kopf behalten, auch sehr wenige der andern Geschlechtsnamen. Von den meisten kennt man nur den Vornamen. Man spricht sich gegenseitig als Madame an. Es werden kaum Freundschaften geschlossen, man weiß ja doch, daß man sich wahrscheinlich seiner Lebtag nie mehr treffen wird.

Heute mittag wurde eine groß aufgemachte Menükarte für das Dîner d'adieu verteilt. Wir werden also doch bald ankommen. Es gehen zwar Gerüchte um, daß es Montag werde, weil die Hafenarbeiter sonntags nicht arbeiten. Es heißt, daß jene, die abgeholt wurden, sogleich

Es ist womöglich noch üppiger als der Mittagstisch.

Zur Auflockerung des Geistes gibt es alle zwei Tage Seeübungsdienst für den Notfall. Man rennt in die Kabine, holt die Schwimmwesten und stellt sich bei jenem Boot bereit, in das man gehört.

Jeden Nachmittag gibt es übrigens Englischunterricht und ein Referat über einen der Staaten oder eine besondere Stadt; abends Kino oder Tanz. Es knüpfen sich Bekanntschaften zwischen den Mädchen und den Offizieren an. Übrigens habe ich auch einen unter der Mannschaft, der mir besonders gefällt. Er ist noch sehr jung und schaut auf die andere Seite, wenn man ihm in die Augen sieht.

aussteigen dürften, während die andern zuerst für zwei Tage in ein Hotel oder Camp kämen und dann mit der Eisenbahn nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten gebracht würden. Ich habe von meinem Mann ein Telegramm bekommen, daß er mich am Pear erwarte. Es ist schon etwas wert, wenn man einen Mann hat, der telegraphiert.

Eben bin ich von der «Budenstadt» zurückgekommen. Zuerst wollte ich nicht gehen. Schließlich ging ich doch und nahm die Polin mit, um sie etwas aufzuheitern. Der «Jahrmarkt» fand im Gesellschaftszimmer statt. Die Mannschaft und die Rot-Kreuz-Damen hatten sich verkleidet. Bei meinem sunny Boy konnte man sich aufs Gewicht schätzen und wägen lassen. Ich bekam einen Baukasten geschenkt. Beim Armeepfarrer durfte man Bällchen in eine Vertiefung blasen und bekam von ihm Zigaretten und Bonbons geschenkt, auch wenn man daneben traf. Beim Bingo-Spiel hatte ich besonders Glück. Als erste Siegerin bekam ich einen reinwollenen Pullover. Überall wurde einem etwas geschenkt, Blusen, lange wollene Hosen, Spielzeug, Zigaretten, und vor lauter Geschenken konnten wir fast nicht einschlafen.

7. Juli
und
8. Juli

Christiane, die Französin im Bett unter mir, beschwerte sich, ich hätte ihr meinen Mann vorenthalten. Wohl oder übel mußte ich ihr dessen Photo zuerst aus dem Koffer hervorholen. Überhaupt alle meine Bilder mußte ich zeigen. Ich habe allerdings kein Album. Ich ging in dieser Beziehung viel unvorbereiteter auf die Reise als die andern. Ich bewundere dafür um so mehr die Männer, die Freundinnen und Familienangehörigen meiner Kameradinnen. Eine meiner Kabinengenossinnen reist noch bis nach Colorado. Ihr Mann ist Halbindianer. Man sieht es ihm an seinem Schnäuzchen auch auf der Photo an. An ihrer Stelle hätte ich fast etwas Angst. Ich hätte mich eigentlich in Französisch und Englisch zum voraus auf einige unverbindliche, aber freundliche Sätze vorbereiten sollen, des Inhalts: «Sie händ aber e nette Ma» oder «Ja, dä gseht würkli herzig us, so zueverlässig und treu» oder «Me gseht uf de erscht Blick, daß er e tüechtige, e liebe und e gschyde isch.» In Wirklichkeit wußte ich aber fast nicht, was ich hervorstottern sollte. Die meisten sind so junge Burschen. Es gibt darunter auch vereinzelte Neger und Mischlinge. Ich mache mir selbst Vorwürfe, daß meine Begeisterung nicht immer echt ist. Ich komme mir pharisäerhaft vor.

Die letzte Nacht konnte niemand schlafen. Es war sehr heiß. Um zwei Uhr flüsterte es an meinem Ohr: «Madame, vous pouvez voir des lumières.»

Ich stand nicht auf, aber um 3.30 Uhr war alles auf den Beinen und drängte sich um die Bullaugen. Wir fuhren langsam. Man sah Lichter, so wie man von Küsnacht aus die Lichter über den See von Thalwil sehen kann. Viele größere Schiffe standen still. Ein kleiner Dampfer fuhr dicht an unserer Seite. Die Freiheitsstatue! Die Französinen wurden noch aufgeregter. Ein leichter Dunst lag über dem mattglänzenden Wasser. Langsam fuhren wir

in New York ein. Die Sonne ging eben über den Wolkenkratzern auf. War ich erregt? Ich glaube, ich war weder besonders beeindruckt noch enttäuscht. Die Häuser sind zwar etwas höher, als ich es gewohnt bin. Aber das habe ich auf Bildern im Film auch schon gesehen. Und die Menschen auf den Booten in der Nähe sehen so gar nicht anders aus als bei uns, Leute wie auf der andern Seite des Meeres, und die Erde scheint mir auch die gleiche zu sein. Meinte ich etwa tief in meinem Unterbewußtsein, hier drüben Wilde mit Pfeil und Bogen zu sehen?

Während das Schiff anlegte, waren wir beim Morgenessen. Scharen von Zivil- und Telegraphenagenten kamen an Bord. Das Rote Kreuz hatte eine Telefonverbindung zur Stadt errichtet. Wir mußten unsere Papiere einmal mehr abstem-peln lassen, unser Gepäck bereithalten, warten, und zwischenhinein machten sich alle War brides immer wieder schön.

Zuerst verließen die Passagiere das Schiff, dann die Offiziere. Nur jene War brides durften über die Treppe, deren Angehörige sich am Pear gemeldet hatten. Endlich gegen 10 Uhr ertönte mein Name im Lautsprecher. Ich ging langsam die Landungsbrücke hinunter. Es hatte gar nicht viele Leute hier. Ein junger Mann in Zivil kommt auf mich zu. Ich habe ihn seit meiner Heirat nur in Uniform gesehen — mein Mann!

Ich sehe noch, wie meine Reisegefährtin, deren Mann gefallen ist und die mit ihrem Kind hinüberfuhr, von ihrem Schwiegervater abgeholt wird.

Ein hübscher Mann in Uniform küßte stürmisch eine meiner Französinen. Ihre Schwiegermutter mit einem Blumenstrauß steht daneben. Christiane kommt plötzlich auf mich zu und küßt mich links und rechts auf die Wangen. Ihr Mann lüftet freundlich seinen Strohhut.

Meine Rolle als War bride ist beendet. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt.